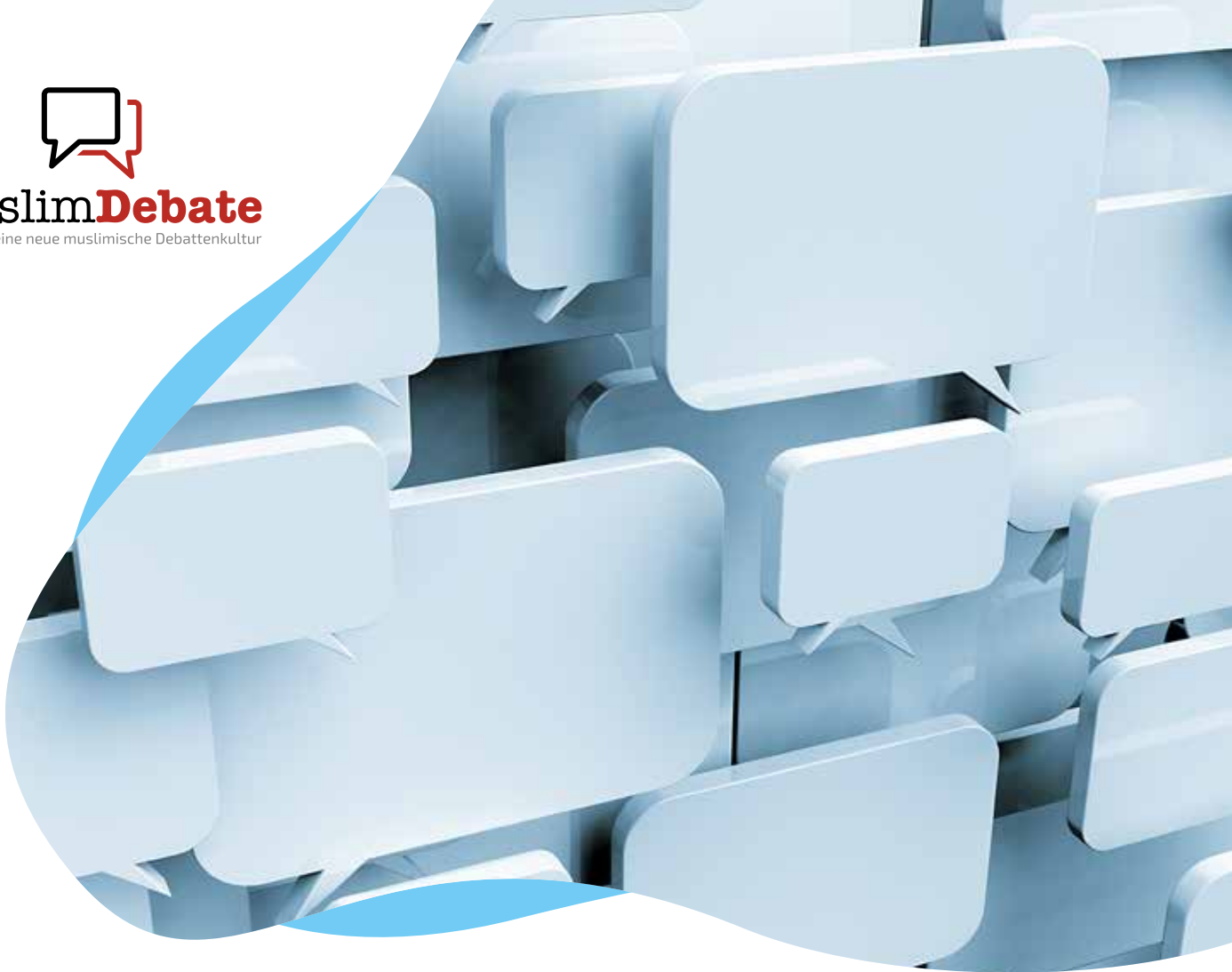




MuslimDebate

Forum für eine neue muslimische Debattenkultur



Ausgrenzungserfahrungen innerhalb der muslimischen Community

Gefördert durch:



Bundesministerium
des Innern
und für Heimat

aufgrund eines Beschlusses
des Deutschen Bundestages



**Deutsche
Islam
Konferenz**



Alhambra Gesellschaft e.V.

Impressum

Alhambra Gesellschaft e.V.

Postfach 68 02 22

50705 Köln

Eingetragen am Amtsgericht Köln, VR 19469

Kontakt:

E-Mail: info@alhambra-gesellschaft.de

Webseite: www.alhambra-gesellschaft.de

Twitter: twitter.com/Alhambra_eV

Instagram: www.instagram.com/alhambragesellschaft

Facebook: www.facebook.com/AlhambraGesellschaft

Inhalt:

Vorwort

A. Innermuslimische Diskriminierung muslimischer Frauen

Meryem Tinç, Vorstandsvorsitzende vom Kompetenzzentrum muslimischer Frauen e.V.

B. Weder Fisch noch Fleisch – wie Konvertitinnen in Deutschland zwischen religiöser und kultureller Heimat enteignet werden!

Nicole Erkan, Vorsitzende vom Muslimischen Familienbildungszentrum MINA e.V.

C. Ausgrenzungserfahrungen aufgrund von Sexualität und Geschlechtsidentität

Leyla Jagiella, Religionswissenschaftlerin

D. Öffentliche Podiumsdiskussion

„Ausgrenzungserfahrungen innerhalb der muslimischen Community“
Diskussion mit Meryem Tinç, Nicole Erkan und Leyla Jagiella

Vorwort

MuslimDebate ist ein Forum für Austauschmöglichkeiten zwischen ganz unterschiedlichen muslimischen Akteuren, die ansonsten zu selten oder gar nicht zusammenkommen. Um die bestehenden Herausforderungen der muslimischen Community in Deutschland zu thematisieren, braucht es neuer Diskursräume. Im Rahmen des Projekts MuslimDebate, was im Rahmen der Deutschen Islam Konferenz gefördert wird, haben wir uns als Alhambra Gesellschaft e.V. zum Ziel gesetzt, uns in nichtöffentlichen Tagungen und öffentlichen Diskussionsveranstaltungen mit Problemen und Herausforderungen der muslimischen Community in Deutschland auseinanderzusetzen. Zunächst soll es darum gehen, dass Muslime gemeinsam in einem geschützten Raum einer nichtöffentlichen Diskussion Probleme der gemeinschaftlichen Binnensphäre überhaupt wahrnehmen und sichtbar machen, denn nur die Akzeptanz von Problemen und Herausforderungen kann zu einer Bereitschaft führen, diese auch anzugehen.

Die nichtöffentlichen Veranstaltungen werden ergänzt durch eine öffentliche Veranstaltungsreihe, so dass der innermuslimische Diskurs und die Vielfalt der deutschsprachigen muslimischen Community auch einer breiteren Öffentlichkeit sichtbar gemacht werden kann. Ein zentrales Ziel von MuslimDebate ist es, Muslime aus der Rolle des Objekts der Debatten in die Rolle des Debattensubjekts zu verhelfen.

In der dritten Tagung im Rahmen von MuslimDebate haben wir uns mit dem wichtigen Thema „Ausgrenzungserfahrungen innerhalb der muslimischen Community“ beschäftigt. Dabei haben wir uns zunächst auf drei Schwerpunkte konzentriert, weil ganz vielfältige Diskriminierungsphänomene in der muslimischen Community existieren, die nicht umfassend in einer einzigen Tagung bzw. Handreichung behandelt werden können. In unserer nichtöffentlichen Tagung haben wir uns daher zunächst auf innermuslimische Diskriminierungen von Frauen, Konvertiten und auf Ausgrenzungserfahrungen aufgrund von Sexualität und Geschlechtsidentität konzentriert. Gerade diese innermuslimischen Ausgrenzungsphänomene werden zu selten thematisiert.

Wir konzentrieren uns als Muslime fast ausschließlich auf Ausgrenzung und Diskriminierung, die muslimische Frauen oder Muslime insgesamt durch die Mehrheitsgesellschaft erfahren, aber die innermuslimischen Ausgrenzungsphänomene werden zu selten wahrgenommen. So wichtig das Engagement gegen antimuslimische Ressentiments und Rassismus ist, sollte es für uns Muslime auch wichtig sein, uns z.B. mit der Ausgrenzung von muslimischen Frauen, Konvertiten oder Muslimen aufgrund ihrer Geschlechtsidentität innerhalb der muslimischen Community auseinanderzusetzen. Wo liegen die Gründe dieser Ausgrenzung? Wie können wir uns damit selbstkritisch auseinandersetzen? Und wie kann man dagegen vorgehen?

Auch wenn diese nichtöffentliche Tagung aufgrund der Corona-Einschränkungen online stattfinden musste, haben die Referent:innen den Teilnehmer:innen einen Einblick in ihre persönlichen Diskriminierungserfahrungen verschafft. Die Teilnehmer:innen der Tagung hatten die Möglichkeit Fragen zu stellen und mehr über diese Lebensrealitäten zu erfahren und die nötige Sensibilität für diese Themen zu bekommen, auch wenn man nicht selber von dieser Diskriminierung direkt betroffen ist. Die Betroffenen solcher Diskriminierungen waren dankbar, dass sie in einem geschützten Raum einer nichtöffentlichen Tagung ihre persönlichen Erfahrungen schildern konnten, und dass es auch innermuslimisch thematisiert wird. Die wichtigste Rückmeldung der Teilnehmer:innen der Tagung war, dass über diese und verwandte Themen viel öfter innermuslimisch diskutiert werden muss. Nur so könne man einen selbstkritischen Diskurs anregen, um an diesen Verhältnissen mittelfristig etwas zu ändern.

Im Folgenden finden Sie drei inhaltliche Impulsvorträge aus dieser nichtöffentlichen Tagung, die jeweils eine persönliche Perspektive von Betroffenen einer innermuslimischen Diskriminierung zum Gegenstand haben. Stellenweise haben diese Beiträge auch Bezüge zur Mehrheitsgesellschaft, weil die behandelten innermuslimischen Ausgrenzungserfahrungen ohne eine Außenperspektive nicht adäquat diskutiert werden können.

A Innermuslimische Diskriminierung muslimischer Frauen

Meryem Tinç, Vorstandsvorsitzende vom Kompetenzzentrum muslimischer Frauen e.V.

Innermuslimische Diskriminierung muslimischer Frauen ist ein Thema, das zu selten in unserer Community angesprochen wird. Da es vor allem um Diskriminierungserfahrungen und nicht um positive Entwicklungen geht, werde ich in diesem Vortrag den Finger auf wund Stellen legen, was vielleicht nicht immer angenehm sein wird.

Nachdem ich die Einladung zu diesem Vortrag bekommen hatte, habe ich in meiner Instagram Community per anonymer Umfrage mal reingehört, was für innermuslimische Diskriminierungserfahrungen schon gemacht wurden.

Das ist natürlich nicht repräsentativ, aber ein kleiner Stimmenfang. Am meisten Diskriminierung haben muslimische Frauen bzw. die Befragten beim Thema Aussehen erlebt, sowohl was Kleidung anbelangt, als auch z.B. die Hautfarbe oder Körperform, Nationalismus bzw. Diskriminierung aufgrund der Herkunft, nicht ausreichende politische Einstellungen oder Religiosität.

Genau das sind auch meine Erfahrungen und Beobachtungen.

Das Aussehen muslimischer Frauen, ob es nun nicht genug religiös oder zu religiös ist, triggert oft zu diskriminierendem Verhalten, sowohl bei Männern als auch bei Frauen.

Frauenkörper als Projektionsfläche

Ob es in der Moschee ist, bei einem Vortrag an der Universität oder im familiären Umfeld oder Freundeskreis – der muslimische Frauenkörper dient als „Projektionsfläche“ für eigene religiöse, politische oder sexualisierte Vorstellungen.¹

Mal ist die Kleidung nicht religiös genug, mal wird sie von sich muslimisch definierenden Männern als zu religiös empfunden. Die dann der Meinung sind, der Hijab könne durchaus in Fabri-

ken getragen werden, aber bitte nicht in öffentlichen Ämtern.

Auch das ist innermuslimische Diskriminierung von muslimischen Frauen. Wenn jemand versucht über den weiblichen Körper Religiosität zu konstruieren oder eben zu dekonstruieren, ist das für mich Diskriminierung.

Ein weiteres Beispiel ist die Schnappatmung der muslimischen Community, wenn eine Frau sich aus Gründen entscheidet, den Hijab abzulegen. Frauen in solchen Situationen können da sicher besser von ihren Erfahrungen sprechen, aber wir alle wissen, dass eine Frau sowohl familiär als auch in der muslimischen Gemeinschaft eher weniger gefeiert oder unterstützt wird, wenn sie den Hijab ablegt.

In meiner Umfrage lautete eine Antwort, dass man ruhig daran „erinnern“ dürfe (gemeint ist nicht ausreichend religiöses Aussehen oder Verhalten), woraufhin ich etwas stinkig meinte, dass die eigene religiöse Empfindung nicht auf einen anderen übergestülpt werden dürfe. Darüber können wir aber im Nachhinein diskutieren.

Was sowohl diese Mikroumfrage als auch meine lebenslangen Erfahrungen und Beobachtungen zeigen ist, dass die innermuslimische Diskriminierung von Musliminnen oft intersektionell ist. Es ist nicht immer nur das „falsch“ gebundene Kopftuch oder die „zu dunkle Hautfarbe“, die „falsche Herkunft“ oder die „falsche politische Einstellung“, sondern oft mehreres davon zugleich. In einer Comedyshow bei einem MJD Meeting vor einigen Jahren sagte ein Stand Up Comedian einmal, dass eine Frau mit Hijab zwar schon Diskriminierung ausgesetzt sei, aber eine schwarze Frau mit Hijab habe den Jackpot geknackt.

¹ Vgl. Ulfat: *Musliminnen und Muslime. In: MuslimInnen auf neuen Wegen (2020), S. 24.*

A

Innere muslimische Diskriminierung muslimischer Frauen

Verfestigte Rollenbilder

Gerade in der salafistisch-dschihadistischen Szene – aber keineswegs nur dort – sind verfestigte Rollenbilder in Geschlechterfragen klar definiert.

Aus diesen zugeschriebenen Rollenverteilungen wird das Verhalten von vor allem muslimischen Frauen als positiv oder negativ gewertet. Laut Kulacatan und Behr werden Frauen und Mädchen eher in den häuslichen und Männer eher in den außerhäuslichen Raum verortet. Also Mann Arbeit, Frau Haushalt und Kinder.² Manchen muslimischen Frauen wird der Zugang seitens der Familie zum Berufsleben erschwert. Übrigens ist der Hinweis von Kulacatan spannend, bei dem sie sagt, dass diese Rollenkonstruktionen denen neurechter, identitärer und rechtsextremer Gruppierungen ähneln.³

Familienstrukturen sind komplex und heterogen und keineswegs durch einzelne Merkmale fremd analysierbar. Aber Tatsache ist, dass in vielen sehr konservativen muslimischen Familien – wobei ich mit konservativ nicht die Frömmigkeit meine – die Jungfräulichkeit der Tochter oder die „Ehre“, auf Türkisch „Namus“ ein wichtiger Bestandteil der Familienharmonie nach innen und außen bedeutet. Das hat mit der islamischen Religion per se nichts zu tun, wird aber teilweise religiös legitimiert. Oder Sanktionen im Diesseits und im Jenseits werden angedroht. Manche Frauen müssen sich sogar um ihre Sicherheit sorgen, wenn sie gegen diese familiär auferlegten Regeln verstoßen.

'Ehre'

Wenn die sogenannte Ehre oder das familiäre oder individuelle Ansehen an der Keuschheit der Frau hängt, bedeutet es, dass das Fehlen der Jungfräulichkeit ein zugeschriebener Makel, eine Be-

schmutzung ist. Nicht meine Worte. Worte, die ich immer wieder in Gesprächen über diese Themen gehört habe. Hier darf man natürlich nicht pauschalisieren, denn wir wissen, dass es absolut unislamisch ist so zu denken. Leider führt so ein Denken aber oft zu Sexismus gegenüber solchen Frauen. Ich kenne z.B. zig Horrorgeschichten muslimischer Frauen, die mit starkem Sexismus von muslimischen Männern konfrontiert werden.

Ich wünschte, dass ich sagen könnte, dies seien nur Klischees und eigentlich ist es ja gar nicht so und habe nichts mit Religion zu tun.

Tatsache ist, dass es diese patriarchalen Familienstrukturen, die bis in die Sicherheit der Mädchen eingreifen, gibt. Dass sie toxische Männlichkeit reproduzieren und weitergeben.

Dabei sind nicht nur die männlichen Familienmitglieder Überträger eines toxischen Genderbildes, sondern auch die Frauen, die ihre Söhne und die männlichen Familienmitglieder in diesen Genderbildern erziehen.

Patriarchale Strukturen und männliches Dominanzverhalten

Laut einer Untersuchung des BAMF von Inna Becher und Yasmine el-Menouar aus dem Jahr 2014 war bei den 3000 Befragten, wovon 1900 Muslime waren, Gleichberechtigung von Männern und Frauen ein universeller Wert. Von den Muslimen hatten nur 17 Prozent frauenbenachteiligende Ansichten und über 90 % der Befragten befanden die berufliche Ausbildung von Mädchen als wichtig.⁴ In jüngeren Generationen wird ein vermehrt „liberales“ Geschlechterverständnis deutlich, wobei von den Muslimen 71,1 Prozent und von den Christen 85,5 Prozent sich von klassischen Rollenmodellen distanzieren; Religionszugehörigkeit ist also kein ausschlaggebender Faktor für patriarchale Ansichten.⁵ Al-

² Vgl. Ulfat: Musliminnen und Muslime, Islam und Gender. In: MuslimInnen auf neuen Wegen (2020), S.35 f.
³ Vgl. Kulacatan: Geschlechterrelevante Attraktivitätsmerkmale. In: MuslimInnen auf neuen Wegen (2020), S. 132.

A Innermuslimische Diskriminierung muslimischer Frauen

lerdings hatten die Befragten mit eher niedrigem Bildungs- und Sozialstatus unabhängig von der Religionszugehörigkeit konservative Einstellungen in Bezug auf Geschlechterrollen.⁶ Außerdem sagt Rohe, dass diese Einstellung in Sozialstrukturen verankert sind, in der „keine sozialen Sicherheitssysteme jenseits der Familien zur Verfügung stehen“ und Söhnen oft die Verantwortung für den Lebensunterhalt aufgebürdet wird, während Mädchen durch Heirat ökonomisch gesichert sind.⁷ Diese Entwicklungen sind aber unabhängig von der Religion. Patriarchale Strukturen und männliches Dominanzverhalten ist überall anzufinden. Da wir hier aber über innermuslimische Diskriminierung sprechen, erwähne ich das nur am Rande. Erwähnenswert ist indes aber, dass vor allem meine männlichen muslimischen Kollegen in der Extremismusprävention versuchen, mit ihren Klienten (männlich) über Geschlechtergerechtigkeit zu sprechen bzw. weiterzubilden.

Mehr Aufklärung, weniger Tabus

Dass es diese patriarchalen und manchmal toxischen Strukturen innerhalb der muslimischen Community gibt, kann man nicht schönreden, daran muss man arbeiten. Ich denke außerdem, dass man die Religion, die als Instrument für patriarchale Strukturen missbraucht wird, als Ressource nehmen kann, um verfestigte Geschlechterrollen zu durchbrechen. Wer sich intensiv mit dem Islam beschäftigt, weiß, dass es Geschlechtergerechtigkeit gibt, dass Männer und Frauen auf Augenhöhe stehen und dass Jungfräulichkeit kein Sakrileg ist, sondern nur ein zu bewahrendes Gut. Sowohl für Männer als auch für Frauen.

Das Tabuisieren von „Dating“ in vielen Familien, was man im in-

nermuslimischen Diskurs als das selbstbestimmte Kennenlernen eines potenziellen Ehepartners bzw. Partnerin verstehen kann, führt dazu, dass es viele muslimische Frauen mit großer Unsicherheit auf romantische Beziehungen/ die Ehe blicken lässt. Ich bin mir sicher, dass auch muslimische Männer in dem Bereich oft mit viel Unsicherheit konfrontiert sind.

Mit Aufklärung, weniger Tabus und islamischen Ansätzen, die viel moderner sind als strenge Auslegungen, kann man dem verklemmten Umgang zwischen den Geschlechtern entgegenwirken. Aber auch außerhalb familiärer Strukturen gibt es diskriminierende Haltungen gegenüber Musliminnen, die strukturell und institutionell verankert sind.

Das ewige Kritikthema der Frauenbereiche in Moscheen

Kürzlich erzählte mir eine Freundin, die erst seit zwei Jahren muslimisch ist, dass eine Moschee in Frankfurt einen Aushang hatte, auf dem stand, dass Frauen und Kinder in diesem Jahr keinen Platz für das Eid-Gebet in Moscheen haben würden. Kein Einzelfall, sondern eher die Regel.

Die ersten offiziellen Frauenabteilungen in Moscheen gab es laut Akca in den 1980ern. Frauen hatten sich organisiert, um repräsentativ Belange und Bedarfe von Frauen an den Vorstand und Imam – übrigens fast immer Männer - weiterzuleiten. Vor allem ging es um die gastronomische Organisation von Festen, was auch heute noch fast überall so ist.⁸ Frauen bereiten das Essen vor oder freitags Lahmacun (was eine schwere Arbeit ist, ich habe selbst oft mitgeholfen) und verdienen damit Geld für die Moscheekasse oder die Frauenkasse.

Auf der anderen Seite haben Frauengruppen auch dafür gekämpft, eigene Räumlichkeiten in Moscheen zu schaffen.

⁴ Vgl. Rohe: *Der Islam in Deutschland* (2016), S. 250.

⁵ Vgl. <https://mediendienst-integration.de/artikel/studie-bamf-zu-verstaendnis-von-geschlechterrollen-bei-christen-und-muslimen.html> (Zuletzt abgerufen am 30.05.2021).

⁶ Vgl. Rohe: *Der Islam in Deutschland* (2016), S. 251.

⁷ Vgl. Rohe: *Der Islam in Deutschland* (2016), S. 253.

A Innermuslimische Diskriminierung muslimischer Frauen

Es würde zu weit führen, jetzt intensiv über Geschichte und Organisation von Moscheen zu sprechen, vor allem, da die meisten von Ihnen das sicher selbst wissen. Ich empfehle als weiterführende Literatur die Studie von Ayse Almila Akca.

Jedenfalls beten Frauen noch immer oft in Hinterräumen, hinter Vorhängen, manchmal vollständig auch sichtbar abgetrennt von Männern. Was übrigens auch unter Frauen oft zu Zwiespälten führt, da viele auch überhaupt keinen Sichtkontakt zu Männern haben wollen, während die anderen vollständig in das Moscheeleben integriert werden wollen.⁹ Ein Thema, was mir immer wieder auffällt, ist, dass viele muslimische Rentner ihre Zeit in der Moschee im Cafe verbringen, während den Rentnerinnen solch ein Raum oft fehlt.

Viele Frauenvereine und -initiativen entstehen

Dennoch hat sich viel getan. Auch dadurch, dass die jetzige Generation muslimischer Frauen oft sprachlich und bildungsmäßig selbstbewusster ist und für die Rechte einsteht, werden auch Forderungen nach mehr Leistungen innerhalb der Moschee laut. Ganz sicher gab es auch vorher schon Frauen, die selbstbewusst für ihre Rechte einstanden, nur jetzt ist dieser Aktivismus strukturell und institutionell gestützt. Und sowohl erfahrungsgemäß als auch nach dieser Studie ist das, was Frauen letztendlich bekommen oder verändern, davon abhängig, wie aktiv sie dafür kämpfen.¹⁰

Was mich zu muslimischen Frauenvereinen führt. Inzwischen gibt es viele lokale und überregionale Frauenvereine, die professionalisierte Arbeit für muslimische Frauen leisten. Sowohl Bildungsarbeit, religiöse Bildung, Beratungsangebote, Antidiskriminierungsstellen, Soziale Arbeit usw. werden in fast

jeder oder jeder größeren Stadt von muslimischen Frauen für muslimische Frauen angeboten.

Der Bedarf, der innerhalb von Moscheestrukturen nicht gedeckt wurde, wurde in Eigeninitiative auf die gemeinnützige Vereinesebene geholt. Durch Social Media ist die Vernetzung unterhalb solcher migrantischen Selbstorganisationen sehr vereinfacht worden und die Suche nach passenden Angeboten extrem erleichtert.

Vorstände der Islamverbände männlich dominiert

Auffällig ist, dass die großen Islamverbände im Vorstand fast immer und vor allem überwiegend mit Männern besetzt sind, wogegen in Frauenvereinen – verständlicherweise – fast nur Frauen tätig sind. Muslimische Frauen haben sich quasi ihre eigene Lobby in der Vereinslandschaft gebildet, da die Zugänge zu den Vorstandsposten in den großen Islamverbänden oft sehr männerdominierend und frauenmarginalisierend sind.

Zwei muslimische Podcaster, die sich in einer Folge dem Thema „toxischer Männlichkeit in der muslimischen Community“ gewidmet haben, sagten „Die muslimische Frau in Deutschland wird einen Umsturz innerhalb der muslimischen Community herbeiführen“, womit genau das gemeint ist. Frauen stehen sogar in höchsten Rängen der Bundesebene für ihre Rechte innerhalb der muslimischen Community und innerhalb der gesamten Mehrheitsgesellschaft ein.

Ich finde, dass es aber nicht reicht, nur für muslimische Frauen zu arbeiten, sondern dass vor allem verfestigte, innerfamiliäre oder kulturell bedingte patriarchale Strukturen durch Aufklärungsangebote, frühe politische Bildung, moderne religiöse Bildung

⁸ Vgl. Akca: *Moscheeleben in Deutschland* (2019), S. 212.

⁹ Vgl. Akca: *Moscheeleben in Deutschland* (2019), S. 220.

¹⁰ Vgl. *ebenda*, S. 202.

A Innermuslimische Diskriminierung muslimischer Frauen

bzw. an die Lebensrealität in Deutschland angepasste religiöse Bildung aufgebrochen werden müssen.

Inzwischen gibt es viele muslimische Männer und Frauen, die sich speziell diesen innermuslimischen Problematiken widmen – wie auch diese Tagung. Aber es gibt eben auch muslimische Influencer mit 30.000 Follower*innen, die Beifall für die Diskriminierung muslimischer Frauen bekommen.

Quellenverzeichnis:

Akca, Ayse Almila: Moscheeleben in Deutschland. Eine Ethnographie zu Islamischem Wissen, Traditionen und religiöser Autorität. Berlin: transcript, 2019.

Kulacatan, Meltem: Geschlechterrelevante Attraktivitätsmerkmale im Kontext islamistischer Radikalisierung. In: Musliminnen auf neuen Wegen. Interdisziplinäre Gender Perspektiven auf Diversität. Hg.: Katajun Amirpur. Würzburg: Ergon, 2020. S. 119-140.

Rohe, Mathias: Der Islam in Deutschland. Eine Bestandsaufnahme. München: C.H. Beck, 2016.

Ulfat, Fahima: Musliminnen und Muslime, Islam und Gender in der Wirklichkeitskonstruktion empirischer Studien. In: Musliminnen auf neuen Wegen. Interdisziplinäre Gender Perspektiven auf Diversität. Hg.: Katajun Amirpur. Würzburg: Ergon, 2020. S. 23-38.

<https://mediendienst-integration.de/artikel/studie-bamf-zu-verstaendnis-von-geschlechterrollen-bei-christen-und-muslimen.html> (Zuletzt abgerufen am 30.05.2021).

Weder Fisch noch Fleisch – wie Konvertitinnen in Deutschland zwischen religiöser und kultureller Heimat entheimatet werden!

Nicole Erkan, Vorsitzende vom Muslimischen Familienbildungszentrum MINA e.V.

Menschen werden mit Grundbedürfnissen geboren. Neben den physiologischen Bedürfnissen, wie Nahrungsaufnahme und Schlaf, gehören Autonomie, Wirksamkeit und soziale Zugehörigkeit zu den psychologischen Grundbedürfnissen. Bereits nach der Geburt sucht der Mensch nach Bindung. Wir möchten Teil eines großen Ganzen sein und eine tiefe Verbindung eingehen. In den meisten Fällen werden diese Grundbedürfnisse im Laufe des Lebens durch die Familien und einer zusätzlichen Peergroup gestillt. Jedoch wählen Menschen aus verschiedenen Gründen manchmal andere Lebenskonzepte als die der Ursprungsfamilie. So kommt es auch vor, dass nicht-islamisch geprägte Frauen und Männer den Islam als Ihre neue religiöse Heimat wählen. Meistens ändert sich dann auch die Peergroup. Schließlich geht man hier in den Austausch mit Gleichgesinnten und wenn ein Mensch nun ein stärkeres Bedürfnis nach Austausch zu Religiosität entwickelt, bedarf es zu mindestens einer Erweiterung der Peergroup(s).

Für viele Menschen passen der Islam und die deutsche Kultur nicht zusammen

Angesichts der medialen und sozial-politischen Debatten um den Islam, den Westen und die muslimische Frau ist für viele Menschen diese für sie „fremde Religion“ mit der deutschen Kultur nicht zu vereinbaren. Die Forschung spricht hierbei vom Neo-Rassismus beziehungsweise Kulturrassismus. Antimuslimischer Rassismus wird dem Kulturrassismus zugordnet. Dieser rassifiziert die Kultur der Muslim:innen und beschreibt die islamische Kultur als eine Monokultur, die keinen Raum für Vielfalt lässt. Ganz abgesehen davon, dass noch immer diskutiert wird, ob der Islam auch zu Deutschland gehöre. Infolgedessen passen für vie-

le Menschen der Islam und die deutsche Kultur nicht zusammen. Dies stellt insbesondere Konvertitinnen in Deutschland vor besondere Herausforderungen. Sie wissen, wie es sich anfühlt Teil der Gesellschaft zu sein und „dazuzugehören“. Werden Konvertitinnen als einfache deutsche Bürgerinnen wahrgenommen und nicht als Musliminnen, so wird auch nicht in Frage gestellt, ob sie zu Deutschland gehören- sie tun es einfach. Dies zeigt sich bereits im Alltag. Man wird freundlich bedient und gute Deutschkenntnisse werden unkommentiert vorausgesetzt. Einschneidende biographische Erlebnisse, die zur Konvertierung beigetragen haben könnten, bleiben weiterhin Teil der Privatsphäre und sind halt nur einschneidende biographische Erlebnisse- ganz unabhängig von der Religiosität als mögliche Folge dessen. Wenn die religiöse Heimat offensichtlich wird, wie zum Beispiel durch das Tragen des Hijabs oder eines religiösen „Outings“, werden sie von nun an im Kontext der Integrationspolitik diskutiert. Auch gebürtige Musliminnen, die sich kulturell in Deutschland beheimatet fühlen, leiden darunter. Sie können ihre religiöse sowie kulturelle Heimat nicht gemeinsam an einem Ort verorten. Gleichwohl sind Kultur und Religion eng miteinander verknüpft.

Eine freie Entscheidung für den Islam trifft auf viel Unverständnis

All diese Debatten werden häufig auf den Rücken der Frauen ausgetragen. Sie treffen auf viel Unverständnis, wenn sie sich für den Islam als ihre frei gewählte Religion entscheiden. Wie kann es sein, dass eine Frau, die in einem vermeintlich säkularen Land, welches Frauen alle Möglichkeiten und Freiheiten bietet, solch eine frauenfeindliche Religion annimmt, heißt es oftmals. Was scheint wohl bei ihr schief gelaufen zu sein? Nicht selten hört

B Weder Fisch noch Fleisch – wie Konvertitinnen in Deutschland zwischen religiöser und kultureller Heimat entheimatet werden!

man Verrat an den westlichen Werten heraus, die ja per se nicht mit den islamischen Werten übereinstimmen können. Schließlich repräsentiert der Islam ein anderes Frauenbild als der Westen und die Gewaltbereitschaft der Muslime sei per se viel größer als die der westlichen Bürgerinnen.

Nicht selten sind es feministische Frauen, die muslimische Frauen anfeinden und andersrum. Islam und Feminismus sind halt immer noch für viele Menschen sich gegenseitig ausschließende Phänomene. Warum ist das so? Viele Muslim:innen können mit dem Begriff Feminismus wenig anfangen, sie verneinen ihn sogar und sehen im Feminismus einen Kampf der Geschlechter, welcher abgelehnt wird. Gleichwohl stehen sie für Themen, wie Gleichwertigkeit und Frauenrechte ein. Wie kann das sein? Wenn man sich den Begriff Feminismus anschaut, dann wird schnell sichtbar, dass dieser Begriff im Singular steht. So wie wir heutzutage fälschlicherweise und leider viel zu oft von der einen islamischen Frau sprechen, so wird immer noch von dem einen Feminismus gesprochen und damit ausschließlich der weiße, westlich-säkuläre Feminismus gemeint. Dieser hat viel zu lange die Distanzierung von Religion und Religiosität abverlangt, um sich als Teil einer frauenrechtlichen Bewegung zu fühlen. Dies ist für muslimische Frauen, die ihre Religiosität ausleben möchten, keine Option. Schließlich ist für viele Frauen der Islam mit seinen weiblichen Rolemodels die Kraftquelle für ihr weibliches Engagement hin zu mehr Selbstbestimmung. Genauso wenig, wie die Muslima in ihrer Individualität wahrgenommen wird, wird der Feminismus in seiner Vielfalt wahrgenommen. Dabei hat stets jede Kultur ihre eigene Frauenbewegung hervorgebracht, so auch das Christentum, das Judentum und der Islam. Wenn infolgedessen auch muslimische Frauen feministisch mitgedacht werden sol-

len, dann ist es an der Zeit, im Plural zu sprechen, und zwar über intersektionale Feminismen.

Keine Einwanderungsgeschichte zu haben und kulturell in Deutschland beheimatet zusein führt zu Diskriminierung

Intersektionalität meint die Überschneidung und Gleichzeitigkeit verschiedener Diskriminierungsmerkmale, wie muslimisch, weiblich, mit Einwanderungsgeschichte oder ohne Einwanderungsgeschichte. Auch die Tatsache keine Einwanderungsgeschichte zu haben und kulturell in Deutschland beheimatet zu sein, führt zu Diskriminierung. Wir Konvertitinnen können unsere kulturelle Sozialisation nicht ablegen. Jede Kultur hat ihren Verhaltenskodex und Kommunikations-Code – sei es durch Gestik, Mimik, Sprache oder auch Verhalten und Auftreten. Die gesamte Erscheinung drückt sich in einem Habitus einer jeden Person aus. Unsere jeweilige Sozialisation hat unseren Habitus geprägt und egal, wie sehr wir rein äußerlich als muslimische Frauen wahrgenommen werden, unser Habitus verrät uns doch als Jemand, die in der deutschen Kultur beheimatet ist. Schließlich sind es Erfahrungen von Existenzbedingungen, die sich in Wahrnehmungs- und auch Handlungsdispositionen der Individuen festgelegt haben. Wir rufen sie in automatisierter Form ab, ohne es zu bemerken. Somit wirken diese verfestigten und inkorporierten Strukturen auch dann noch nach, wenn sich die Existenzbedingungen, wie bei einer Konvertierung grundlegend verändern. Genau dies ist unser Problem, denn das Gemeinschaftsgefühl wird über den ähnlichen Habitus begründet. Infolgedessen bedeutet dies, dass ähnliche Kulturen schnell ein Gemeinschaftsgefühl entwickeln und Konvertitinnen sind in der Regel in nicht-islamisch geprägten Kulturen sozialisiert worden. Dies bedeutet

B Weder Fisch noch Fleisch – wie Konvertitinnen in Deutschland zwischen religiöser und kultureller Heimat entheimatet werden!

in der Praxis, dass viele Konvertitinnen sich weder in homogenen, muslimischen Gemeinschaften noch in der Mehrheitsgesellschaft verorten können und es ihnen an Zugehörigkeit fehlt. Wo können wir nun Gemeinschaft erleben, wenn Religiosität und Kultur hier zu Lande beinahe gar nicht gemeinsam verortet sind? Was ist mit all den Musliminnen in Deutschland, die sich islamisch-religiös verorten und gleichzeitig deutsch-kulturell? Wo gehören sie hin? Demnach ist es nachvollziehbar, dass es für Konvertitinnen besonders schwierig ist, soziale Zugehörigkeit in einer bestimmten Gruppe zu finden, aber genau dieser Umstand kann eine Chance für unsere Gesamtgesellschaft sein.

Herausforderungen bikultureller Ehen

Seit über zehn Jahren bietet das Muslimische Familienbildungszentrum – MINA e.V. frauen- und mädchenzentrierte Familienberatung an. Als deutschsprachige Akteure der sozialen Arbeit erhalten wir viele Anfragen für kultur- und religionssensible Sozialberatung. Insbesondere die Arbeit in der Familienberatung zeigt das Dilemma, welchem Konvertitinnen ausgesetzt sind. Daher möchte ich die Problematik am Beispiel bikultureller Ehen darstellen: Als Soziologin mit den Schwerpunkten Familien- und Migrationssoziologie habe ich bereits im Studium erfahren, dass die Scheidungsraten bi-kultureller Ehen bedeutend höher sind als solche intra-kultureller Ehen. Dabei zeigen die Praxis und auch die Forschung, dass hier nicht die Konflikte der Paare im Mittelpunkt stehen, sondern die Erwartungen beider Elternseiten gegenüber ihren Kindern und Enkelkindern. Jede Kultur wünscht sich mit den Kindern eine soziale Reproduktion der eigenen Kultur – wenigstens in Ansätzen. Eine Mischung von zwei Kulturen, die als unvereinbar rassifiziert werden, führt zu Ängsten. Schließ-

lich geht keiner eine Bindung ein, um diese aufzulösen. Aus der Praxis kann ich bestätigen, dass die Herausforderungen bikultureller Ehen eher in den Erwartungen, die durch die Herkunftsfamilien der Paare an sie herangetragen werden, liegen und nicht in den Paaren an sich. Die Eltern des Brautpaars haben Erwartungen hinsichtlich der Sitten, Bräuche sowie Lebensstil und Erziehung der Kinder. Beide Großelternpaare haben den Wunsch ihre Traditionen gemeinsam mit den Enkelinnen und Enkeln zu leben und möchten verhindern, dass diese die Traditionen der jeweiligen anderen Kultur in Gänze übernehmen. Die bikulturellen Paare fühlen sich meist hin- und hergerissen. Sie möchten den Bedürfnissen der Älteren gerecht werden und fühlen sich zwischen den Kulturen zerrieben, da sie es nicht schaffen die Bedürfnisse beider Familien unter einen Hut zu bringen. Vorschläge von Nichtbetroffenen, wie Feiertage beider Kulturen zu feiern, ist meist für beide Elternteile keine Lösung. Die christlich geprägte Seite hat Angst vor einer Dominanz der islamischen Traditionen und argumentieren mit den vermeintlich westlich-liberalen Werten. Die islamische Seite entgegnet mit dem Verbot des Begehens christlich geprägter Feiertage. Beide Elternseiten wollen gerne ihren eigenen Eltern gerecht werden und am Leben der Familien teilhaben. Sie selbst können meist einen gemeinsamen Nenner finden, dies aber nicht umsetzen, denn in der muslimischen Gesellschaft spricht die Familie stets mit. Der Umgang mit kulturellen Traditionen und nichtmuslimischen Feiertagen wurde stets als besonders konfliktreich beschrieben. Insbesondere Weihnachten, Ostern und kulturelle Sitten, wie der Umgang mit der Schwiegerfamilie, stellte die Familien oftmals vor konfliktreichen Herausforderungen. Die Paare finden meistens Wege mit diesen Herausforderungen umzugehen, jedoch wird der Druck

B Weder Fisch noch Fleisch – wie Konvertitinnen in Deutschland zwischen religiöser und kultureller Heimat entheimatet werden!

den Familien und auch elterlichen Gemeinden gerecht zu werden zu groß. Es gibt Themen, die nach vielen Jahren immer noch nicht für die Paare gelöst sind, weil die Eltern immer noch nicht mit den Lösungen einverstanden sind.

Sprachbarrieren und Ausschluss

von Konvertitinnen aus dem religiösen Leben

Des Weiteren sind die islamischen Gemeinden immer noch sehr homogen. Somit bestehen Sprachbarrieren und Konvertitinnen werden vom religiösen Leben ausgeschlossen. Muslimische Feiertage können nur begrenzt als Familie in Gemeinden gefeiert werden, da viele Gemeinden ihre Angebote nicht in deutscher Sprache ausrichten. Kinder bikultureller Ehen sprechen oftmals nicht mehr ausreichend türkisch, arabisch, bosnisch oder weitere Sprachen islamisch-geprägter Länder, so dass sie nicht an Unterrichten in Gemeinden teilnehmen können. Darüber hinaus gibt es kaum theologische Erfahrungen in Hinsicht der Lebenswelt europäischer Konvertitinnen. Es wird meistens davon ausgegangen, dass wenn insbesondere Frauen den Islam annehmen, dass sie dann auch die Kultur des Mannes annehmen. Im besten Fall sollen die Konvertitinnen die Herkunftssprache des Mannes lernen und auch die Sitten und Bräuche annehmen. Es ist sichtbar, dass Männer je nach Umgebung den eigenen Habitus verändern. Verhaltensweisen, die in deutsch- kulturellen Umgebungen in Ordnung sind, sind in anderen kulturellen Umgebungen nicht mehr in Ordnung. Es ist, als ob man zwei verschiedene Verhaltenskodexe lernen muss.

Wir brauchen hybride Gemeinden!

Jedoch sind es nicht die Diskriminierungserfahrungen innerhalb

der muslimischen Gemeinschaft allein, die Konvertitinnen vor Herausforderungen stellen. Es ist die Tatsache, dass Konvertitinnen durch ihre Konvertierung eh sowieso schon massiven Diskriminierungen ausgesetzt sind und zusätzlich auch in ihrer neuen religiösen Gemeinde nicht bedingungslos als einfache Musliminnen angenommen werden. Diese Zerrissenheit zeigt sich auch in den nächsten Generationen, denn die muslimischen Ehen werden kulturell immer reicher und auch immer mehr Musliminnen mit muslimischer Einwanderungsgeschichte fühlen sich in der deutschen Kultur beheimatet. Unsere Identitäten werden hybrider. Infolgedessen brauchen wir hybride Gemeinden, die Raum für Mehrsprachigkeit zulassen und Frauen, die sich gegenseitig stärken, anstelle zu schwächen. Frauenbewegungen, die alle Kulturen mitdenken und sich auf gemeinsame Werte und Bedürfnisse besinnen.

Ausgrenzungserfahrungen aufgrund von Sexualität und Geschlechtsidentität

Leyla Jagiella, Religionswissenschaftlerin

Haltet die Dienerinnen Gottes nicht davon ab, die Moscheen zu besuchen“, lautet ein bekannter Hadith des Propheten Muhammad (s.), der unter anderem in Sunan Abu Dawud zu finden ist. In den letzten Jahrzehnten ist dieser Hadith immer wieder zitiert worden, um darauf aufmerksam zu machen, dass bis heute in vielen Teilen der muslimischen Welt, und auch in vielen muslimischen Gemeinden in Deutschland, Frauen der Zugang zum Gemeinschaftsgebiet und zum religiösen Gemeindeleben erschwert wird. Die ist eine wichtige Diskussion, die glücklicherweise zumindest in unseren Diasporakontexten in den letzten Jahren auch einige Fortschritte gemacht hat. Aber wann immer es um Diskussionen geht, in denen verschiedene Perspektiven dazu beitragen sollen, ein besseres muslimisches Gemeindeleben und auch ein besseres menschliches Miteinander zu gestalten, sollte die Frage gestellt werden: Wer fehlt in dieser Diskussion?

Aus dem Hadith des Propheten spricht nach meinem Verständnis nicht allein eine Frage von geschlechtlicher Gleichwertigkeit, sondern es geht umfassender darum, dass kein Mensch davon abgehalten werden sollte, Gott dienen und an gesellschaftlichen Prozessen teilhaben zu können. Diese Idee spricht nicht nur aus diesem Hadith. Sie spricht auch aus zahlreichen anderen Quranversen und Hadithen, in denen wir dazu aufgefordert werden, unsere Aufmerksamkeit auf die Menschen zu richten, die oft fehlen. Waise, Witwen, Arme, Kranke, Alte, Sklaven, Fremde. Im Gegensatz zu der elitären Stammesgesellschaft, gegen die sich unser Prophet stellte, möchte der Islam alle Menschen mit in das Gespräch, mit in die gesellschaftliche Teilhabe nehmen. Dies war sicher zur Zeit der Mission des Propheten bedingt und geprägt durch die damaligen historischen und gesellschaftlichen Um-

stände und deswegen auch zum Teil begrenzt möglich. Sklaverei wurde weiterhin geduldet, auch wenn die Befreiung von Sklaven, Rechte von Sklaven und der Schutz von Sklaven zum Ideal erhoben wurden. Die Rechte von Frauen waren zum Teil weiterhin "stärker" eingeschränkt als die Rechte von Männern, auch wenn der Prophet sagte „diejenigen von euch sind die besten, die ihre Frauen am besten behandeln“.

Aber eine Idee, ein Ideal war dennoch geschaffen und es wurde vom Propheten in den Mittelpunkt gestellt, um die sich das Leben der Gemeinschaft formieren sollte. Niemand sollte ausgegrenzt werden. Jeder sollte eine Stimme haben. Und dass sich Menschen hierdurch tatsächlich befähigt („empowered“, wie wir heute sagen) fühlten, ist in vielen Traditionen belegt. Wir lesen dort von Frauen, die in der Moschee die Stimme erhoben, wenn ihnen etwas nicht passte. Oder die zum Propheten kamen, um sich darüber zu beschweren, dass ihre Männer ihre Rechte nicht achteten.

Als trans Frau lese ich diese Berichte aus der frühen muslimischen Gemeinde und bemerke oft: Ich fehle. Menschen wie ich fehlen oft. Oder zumindest ist das erstmal der Anschein, der uns meistens vermittelt wird. Während die Diskussion um die Zugänge von cis Frauen zumindest in einigen Bereichen des muslimischen Lebens in den letzten Jahren Fortschritte (wenn auch bei weitem nicht ausreichende Fortschritte) gemacht hat, steht für mich die Frage bis heute oft nicht beantwortet, ob der Hadith „Haltet die Dienerinnen Gottes nicht ab, die Moscheen zu besuchen“ auch für mich gilt. Selbst dort, wo es Frauenräume gibt, weiß ich nicht, ob ich sie betreten darf. Ich weiß nicht, was mir blüht, wenn ich eine beliebige Moschee besuche. Werde ich als trans Person gelesen und verurteilt?

Ausgrenzungserfahrungen aufgrund von Sexualität und Geschlechtsidentität

Die Möglichkeit, dass mir dies passieren könnte - auch wenn ich nichts anderes möchte, als in Ruhe mein Gebet zu verrichten - hält mich im Zweifelsfall oft davon ab, eine Moschee zu besuchen. Nur bei Moscheen, die explizit signalisieren, dass hier jeder Mensch willkommen ist, kann ich dies wagen. Aber das betrifft leider nur einen sehr kleinen Teil der Gebetsräume, die Muslim*innen in Deutschland heute zur Verfügung stellen. Mich ärgert dies, weil ich meine Glaubenspraxis dadurch tatsächlich ständig eingeschränkt sehe. Als Muslim*innen wissen wir alle, wie schwer es oft genug schon ohnehin ist, in einer mehrheitlich nicht-muslimischen und weitestgehend areligiösen Gesellschaft ein aktives regelmäßiges Glaubensleben zu führen. Wer im Alltag in dieser Gesellschaft unterwegs ist, sieht dabei viele Hürden, insbesondere was das regelmäßige Gebet angeht. Wir schämen uns bei vielen Arbeitsstellen in der Pause zu beten, weil es Kolleg*innen oder Vorgesetzte negativ verstehen könnten. Wir trauen uns nicht in Parks oder (sitzend) im Zug oder Bus zu beten, weil das im öffentlichen Diskurs oft als übergriffiger Fundamentalismus verstanden wird. Ich beneide an dieser Stelle einige meiner heterosexuellen cisgender (insbesondere männlichen) Freunde, die genau wissen, wo sie auf ihren Alltagswegen welche Moschee finden, in die sie mal nochmal schnell reinspringen können, wenn das Gebet z.B. auf der Arbeitsstelle nicht möglich ist, der Weg nach Hause aber noch zu weit ist.

Aber für mich als trans Frau sind diese Räume wie unzugängliche Geheimgesellschaften. Oft fehlt der Zugang für mich als Frau ganz. Und als trans Mensch weiß ich nicht, ob ich willkommen bin. Das heißt, dass die wenigen Räume, die uns in dieser Gesell-

schaft bereit stehen, um ein religiöses Leben zu führen, meistens solche Räume sind, die wiederum Teile der muslimischen Gemeinschaft ausschließen.

Als trans Frau ist meine Situation hier sehr spezifisch. Auf der einen Seite gibt es für mich kein Verstecken meiner geschlechtlichen Identität, anders als vielleicht für andere LSBTIQ-Menschen. Wer trans ist hat sich in der Regel dazu entschieden, dies auch offen sichtbar zu machen. Ich kann im Alltag mitunter darauf zählen, dass ich vielleicht nicht immer als trans erkannt werde. Aber als Muslim*innen wissen wir alle, dass jede*r der/*die eine Moschee besucht sofort neugierig bis misstrauisch beäugt wird. Es gibt keine Anonymität in der muslimischen Gemeinschaft. Wir werden immer sofort zum sozialen Subjekt gemacht. Das hat auch seine guten Seiten, denn niemand ist als Muslim*in allein. Aber für all jene, die Ausgrenzungserfahrungen machen, kann dies auch der Anfang der Hölle bedeuten.

Ungeachtet dessen, dass uns Quran und Hadith immer und immer wieder dazu auffordern, uns auf die Verbesserung unseres eigenen Charakters zu konzentrieren und andere Menschen nicht zu richten, ist doch das Richten anderer Menschen eine der liebsten Freizeitbeschäftigungen in vielen muslimischen Gemeinden geworden. Und wer einmal in das Kreuzfeuer dieser Freizeitbeschäftigung gekommen ist, der kommt so schnell nicht mehr da heraus.

Als trans Frau mag meine Situation da sehr spezifisch sein. Aber auch alle anderen Muslim*innen, die sich aus anderen Gründen sexuellen oder geschlechtlichen Minderheiten zugehörig fühlen, müssen in ständiger Angst vor dieser Freizeitbeschäftigung le-

Ausgrenzungserfahrungen aufgrund von Sexualität und Geschlechtsidentität

ben, die bei weitem nicht einfach nur ein Spaß ist, sondern sehr ernst ist, für manche Menschen sogar todernst werden kann. Ich kenne mehr als eine Geschichte von homosexuellen Brüdern, neben denen auf einmal niemand mehr im Gebet stehen wollte, als die Gerüchteküche anfing, über ihre Sexualität zu sprechen. Und von lesbischen Schwestern, um deren Verheiratung (mit einem Mann) auf einmal die ganze Moscheegemeinde sorgte. Und von vielen jungen Menschen, die in ständiger Angst vor ihren eigenen Familien, Nachbarn und Moscheebekanntschäften leben und leben.

Dabei macht es auch gar keinen Unterschied, ob sich die jeweiligen Menschen selbstbewusst und selbstbestimmt „out“ zu ihrer Sexualität oder Geschlechtsidentität bekennen oder nicht. Denn die Ausgrenzung funktioniert hier als genereller Katalog von Normen, der beständig angewendet wird. Und ob hier dann jemand bedroht, beleidigt und ausgegrenzt wird, weil er „offen schwul“ ist, oder „nur“ die ganze Zeit ständige Angst davor hat, dass sein verstecktes und vielleicht nicht einmal ausschließliches gleichgeschlechtliches Begehren irgendwie entdeckt werden könnte, beides schränkt den Menschen in seiner Freiheit und seinem Glück massiv ein und kann ihm einen positiven Bezug zu seiner Religion zerstören. Im Übrigen schränkt der genannte Katalog von Normen und die genannte Freizeitbeschäftigung ja nicht nur Menschen ein, die explizit tatsächlich LSBTIQ sind. Vergessen wir nicht, dass in manchen Kreisen einen schon die falsche Farbe der Sportschuhe „schwul“ macht und bereits ein mildes Verhalten der eigenen Frau gegenüber als Mangel an Männlichkeit ausgelegt wird. Unser muslimischer Alltag ist (ebenso wie der Alltag in der Gesamtgesellschaft) von ständigen Normierungen von Geschlecht und Sexualität durchzogen, die uns allen das Leben

schwer machen. Und so steht dann eben auch so mancher heterosexueller cisgender Mensch beim Gebet in der Moschee und kann sich dabei überhaupt nicht auf Gott konzentrieren, weil er die ganze Zeit damit beschäftigt ist, darüber nachzudenken, was die anderen über sie denken.

Eine gute Nachricht in diesem Kontext: Ja, einige muslimische Kontexte in Deutschland haben sich in diesem Bereich geöffnet. Es hat sich was getan und tut sich auch sicher bald noch mehr. Und was noch viel wichtiger ist, ist, dass ich den Eindruck habe, dass diese Erlebnisse im Moscheeumfeld nicht unbedingt das widerspiegeln, was bei den Menschen in den Communities passiert. Was das Familienleben angeht, so kann ich etwa feststellen, dass ich in den letzten Jahren in meiner Arbeit zunehmend mit jungen Menschen zu tun habe, die mir erzählen, dass ihre muslimischen Familien ihre abweichende Geschlechtsidentität oder sexuelle Orientierung akzeptieren konnten. Muslimische Familien in Deutschland nehmen diesbezüglich an vielfältigen Diskursen teil, informieren sich aus vielfältigen Quellen und bilden kein homogenes Meinungsbild ab. Aber gerade in den Moscheen hat dies oft noch keine Auswirkungen. Die Moscheen sind der Ort, an denen Normativität immer wieder wiederbelebt wird. Und dies geschieht oft in einer Art und Weise, die von verkrusteten konservativen männlichen Verbandsstrukturen geprägt sind und von Inhalten, die nicht selten keinen Bezug zu unseren gesellschaftlichen Prozessen haben, sondern stattdessen aus dem Ausland vorgegeben werden (und auch dort oft schon längst nicht mehr der gelebten Realität entsprechen).

Die Ironie der Sache ist dabei oft auch die, dass Moscheegemeinden in Deutschland in Bezug auf diese Dinge einen weitaus be-

Ausgrenzungserfahrungen aufgrund von Sexualität und Geschlechtsidentität

grenzteren normativen Blick haben, als manche traditionellen muslimischen Gesellschaften. In der Islamischen Republik Pakistan, wo ich länger gelebt habe und wohin ich enge Beziehungen habe, kann ich mich als trans Frau etwa in vielen religiösen (und durchaus traditionellen und konservativen) Kontexten sehr viel freier und selbstverständlicher bewegen, als in den meisten Moscheen in Deutschland. Dort gibt es seit 2009 auch einen offiziellen dritten Geschlechtseintrag für trans Menschen, und seit 2018 ein Antidiskriminierungsgesetz für trans Menschen, das explizit mit Unterstützung religiöser Parteien durch das Parlament gebracht wurde, was bei weitem nicht bedeuten soll, dass für sexuelle Minderheiten in Pakistan alles gut und einfach ist. Das ist nicht der Fall. Diskriminierung und Marginalisierung sind auch dort eine Realität. Insbesondere sexuelles Verhalten ist stark kriminalisiert. Aber zumindest wird dort in der Regel nicht in Frage gestellt, dass auch sexuelle Minderheiten ein Teil der muslimischen Gemeinschaft sind und genau so ein Bedürfnis nach und ein Recht auf ein religiöses Leben haben wie alle anderen auch. Tatsächlich gelten insbesondere trans Frauen dort oft als besonders religiös, und ihnen wird traditionell eine besondere Nähe zu Gott zugesprochen.

Was mir dort in Pakistan begegnet ist, ist ein älterer und sehr viel pragmatischerer muslimischer Umgang mit sexueller Diversität, als der, der mir in Moscheen in Deutschland begegnet. Und dieser besteht - das lohnt es sich auch zu sagen - ganz ohne irgendwelche modernen Diskurse zu Queer Islam oder einer spezifischen positiven Theologie für LSBTTIQ-Muslime. Ich bin persönlich bekannt als eine Aktivistin, die sich für theologische Zugänge für LSBTIQ-Muslim*innen einsetzt. Seit vielen Jahren bin ich

in Deutschland und anderswo als eine von vielen Stimmen für einen „Queer Islam“ unterwegs. Aber mir ist gleichzeitig wichtig immer wieder zu betonen, dass theologische und religionsrechtliche Diskussionen natürlich immer Interpretationssache sind und es Menschen selbst überlassen sein muss, welche Interpretationen für sie gültig sind. Mein Verständnis von religiöser Pluralität im Islam ist dabei durchaus traditionell. Ich lege Wert darauf, dass wir uns als LSBTIQ-Muslim*innen auf traditionelle Diskurse und Quellen stützen und hieraus positive Leitbilder entwickeln. Letztendlich können diese Leitbilder jedoch nicht anderen verordnet werden. Es sind lediglich Angebote zur Diskussion.

Ich gehe davon aus, dass ein Großteil der Muslim*innen in Deutschland auch in naher Zukunft weiterhin Probleme mit den Angeboten des Queer Islam haben wird. Aber das ist auch ok so. Es ist in Ordnung, sich in einzelnen Fragen der Interpretation nicht einig zu sein. Was jedoch absolut nicht ok ist, ist anderen Menschen das Leben schwer zu machen, sie zu diskriminieren, zu marginalisieren, ihnen ihre eigene Handlungsmacht über ihren eigenen spirituellen Weg abzusprechen und sie vom religiösen Leben auszugrenzen. Aber genau dies passiert immer und immer wieder in muslimischen Kontexten in Deutschland. Wenn ich auch nicht glaube, dass Angebote des Queer Islams in naher Zukunft einen Großteil der Muslim*innen in Deutschland überzeugen werden (oder gar müssen), so würde ich mir doch wünschen, dass wir zumindest wieder zu einem pragmatischen traditionellen Umgang mit Fragen menschlicher Diversität zurückfinden können. Das, was Thomas Bauer in den letzten Jahren als die berühmte „Ambiguitätstoleranz“ des vormodernen Islams beschrieben hat, was in Teilen der islamischen Welt (etwa im pakistanischen Umgang mit trans Menschen) auch noch existiert,

Ausgrenzungserfahrungen aufgrund von Sexualität und Geschlechtsidentität

tiert, ist uns aber insbesondere als muslimische Community in der europäischen Diaspora weitestgehend abhandengekommen.

Im klassischen Islam gab es eine breite Diskussion zu Menschen, die mukhannathun genannt wurden. Es ist schwer, diese Kategorie mittels moderner Übersetzungen zu verstehen. In moderner Literatur werden mukhannathun teilweise als feminine homosexuelle Männer beschrieben, teilweise als trans Frauen. Was klar ist, ist, dass sie Menschen waren, denen bei der Geburt das männliche Geschlecht zugewiesen wurde, die aber nicht normativ männlich erschienen und agierten, oft sogar ausgesprochen feminin waren. Die mukhannathun waren offensichtlich ein Teil der Gesellschaft von Madina unter dem Propheten und sie tauchen in einigen Hadithen und in historischen Berichten auf. Was dabei auffällt ist, dass diese Hadithe und Berichte von klassischen und frühmodernen Gelehrten oft sehr viel offener interpretiert wurden als von heutigen muslimischen Führungsgestalten. Werden heute etwa oft bestimmte Hadithe über die mukhannathun mit Vorliebe nur deswegen zitiert, um LSBTIQ-Menschen zu diskriminieren und auszugrenzen, bemühten sich klassische Gelehrte wie Imam al-Nawawi darum, diese Hadithe zu kontextualisieren. Für Nawawi war klar, dass mukhannathun ein Teil der Gesellschaft sind. Wenn sie in einigen Hadithen negativ charakterisiert werden, dann kann es hier nicht um eine grundsätzliche Verurteilung dieser Menschen gehen, sondern es geht um den Kontext des Hadith. Dieser Diskurs hatte seine Grenzen (so verurteilten diese Gelehrte natürlich vieles an spezifischen sexuellen Akten und geschlechtsnormierten Verhaltensweisen), aber er war oft dennoch von dem Bemühen geprägt zu definieren, dass und wie mukhannathun am Gesellschaftsleben teilnehmen können. Dies war für lange Zeit eine Selbstverständlichkeit für viele muslimische Gelehrte und lässt sich sogar noch im 18. Jahrhun-

dert im Werk des berühmt-berüchtigten Ibn `Abd al-Wahhab (Gründer des Wahhabismus) nachweisen. Ausgrenzung konnte niemals ein Wert an sich sein.

Andere Menschen wegen ihrer Andersartigkeit vorschnell zu verurteilen, ist ein Verhalten, das auf sehr vielen Ebenen in den Quellen unserer Religion verurteilt wird. In der weiteren islamischen Literatur werden dabei immer wieder explizit mukhannathun als Beispiel für Menschen genannt, die diesem Fehlverhalten oft ausgesetzt werden, denen aber nicht so begegnet werden sollte. So zitiert etwa al-Qushayri r. in seiner Risala den schafi'itischen Gelehrten al-Thaqafi r.: „Einst sah ich einen Leichenzug bei dem eine Bahre von drei Männern und einer Frau getragen wurde. Ich übernahm den Platz der Frau und trug die Bahre bis zum Friedhof und betete dort das Totengebet mit den anderen drei Männern. Danach fragte ich die Frau, `In welchem Verhältnis stand der Verstorbene zu dir?` Sie sagte, `Er war mein Sohn.` Ich fragte, `Gab es denn niemand anders, der heute hätte helfen können.` Sie antwortete, `Doch, aber die Menschen verachteten ihn, weil er ein mukhannath war.` Sie tat mir leid, ich lud die zu mir ein und gab ihr Essen und Kleidung. In der folgenden Nacht sah ich in meinem Traum eine Erscheinung, eine mondgleiche Person kam zu mir, ganz in weiß gekleidet, und dankte mir. Ich fragte, `Wer bist du?` Die Erscheinung antwortete, `Ich bin der mukhannath, den du heute beerdigt hast. Gott hat mich gesegnet, weil die Menschen mich verachteten.`“

Al-Thaqafis Vision sollte eine Mahnung sein, wie wir mit unseren Mitmenschen umgehen sollten. Diese Mahnung hören Muslim*innen seit Jahrhunderten. Aber leider ist nicht einmal sie das Mindestmaß unseres Umgangs mit sexueller Diversität in muslimischen Gemeinden in Deutschland im 21. Jahrhundert.

Öffentliche Podiumsdiskussion

Ausgrenzungserfahrungen innerhalb der muslimischen Community



QR-Code Scan
für Videoaufzeichnung der Online-Diskussion



Es diskutierten:

- Meryem Tinç, Vorstandsvorsitzende vom Kompetenzzentrum muslimischer Frauen e.V.
- Nicole Erkan, Vorsitzende vom Muslimischen Familienbildungszentrum MINA e.V.
- Leyla Jagiella, Religionswissenschaftlerin

Moderation: Eren Güvercin, Projektleiter MuslimDebate

<https://youtu.be/nu2uvDk7llc>

Im Anschluss an die nichtöffentliche Tagung zum Thema „Ausgrenzungserfahrungen innerhalb der muslimischen Community“ fand eine öffentliche Online-Diskussionsveranstaltung statt, Sie sich auf YouTube und Spotify anschauen bzw. anhören können.

In der öffentlichen Diskussionsrunde werden die Ergebnisse und identifizierten Probleme der nicht-öffentlichen Diskussion gegenüber der Öffentlichkeit sichtbar gemacht und mögliche Lösungsansätze entwickelt.

Im Folgenden werden Schlüsselstellen aus der öffentlichen Diskussion als O-Töne wiedergegeben.

Öffentliche Podiumsdiskussion

Innermuslimische Diskriminierung muslimischer Frauen

Meryem Tinç: „Der weibliche Körper der Frau wird als eine Projektionsfläche für religiöse Vorstellungen genutzt, also am Aussehen der Frau wird gemessen, wie religiös sie ist oder eben nicht; ob sie sich nicht genug bedeckt, ob sie vielleicht das Kopftuch auch ablegt. Muslime nehmen sich das Recht, anhand dieser und anderer Faktoren über die Religiosität von Frauen zu urteilen. Vor allem in salafistischen und in sehr konservativen Familienstrukturen – obwohl konservativ per se nicht etwas Schlechtes ist – sind Frauen vor allem zuhause verortet und Männer draußen. Interessanterweise ist das bei identitär-rechten Rollenvorstellungen genauso. Diese Diskriminierung kommt nicht nur von Männern, Frauen diskriminieren sich auch sehr gerne gegenseitig. Frauen spielen eine erhebliche Rolle bei der Diskriminierung und bei der Ausgrenzung von anderen Frauen, vor allem in den Gemeindestrukturen.“

Leyla Jagiella: „Wir sind ja alle ein bisschen mit dieser Behauptung groß geworden, die ja oft auch in konservativen Kreisen gerne wiederholt wird, dass ja der Islam an sich für Frauen alle Möglichkeiten offen hat, und die Probleme einfach nur kulturell sind, und da sitze das Patriarchat. An einigen Stellen ist das sicher so, aber ich glaube, wir müssen uns ganz ehrlich mit der Rezeptionsgeschichte des Korans und von Hadithen auseinandersetzen. Es gibt eine Menge Gelehrte, die über die Jahrhunderte zum Beispiel das Eheverhältnis als ein der Sklaverei ähnliches Verhältnis beschrieben haben. Das kann man nicht alles so einfach rausinterpretieren und wegdenken. Das entspricht nach meinem persönlichen Verständnis nicht der Essenz des Islams, aber ich finde da die kognitive Dissonanz so bezeichnend. In sa-

lafistischen oder konservativen Kreisen wird stolz von der ersten Ehefrau des Propheten Khadidscha erzählt, die eine Geschäftsfrau und selbstbewusst

war. Ich frage mich da dann immer, was die logische Konsequenz daraus ist, weil wenn eure Töchter oder Frauen das wollen, dann ist es plötzlich doch problematisch...“

Ausgrenzungserfahrungen von KonvertitInnen

Nicole Erkan: „Eine Konvertitin genauso wie eine gebürtige Muslima, die ihre Religion noch einmal neu oder anders für sich entdeckt, haben ein ähnliches Problem. Unser Verein Mina e.V. etwa ist geprägt von deutschen MuslimInnen und auch von Muslimen mit Einwanderungsgeschichte, die sich als deutsch verstehen. Es werden Erwartungshaltungen an sie herangebracht, dass sie Kulturen leben, die nicht ihre sind. Sie haben eine Religion ganz neu für sich entdeckt, und sind aber deutsch, polnisch, italienisch oder russisch sozialisiert. Daraus entstehen Konflikte. Das ist aber nicht nur ein Phänomen von KonvertitInnen, sondern auch von gebürtigen MuslimInnen, die den Islam neu für sich entdeckt haben oder hier geboren sind, und nicht in einer islamische geprägten Kultur sozialisiert wurden.“

Leyla Jagiella: „Meine persönliche Auseinandersetzung mit diesem Thema ist auch dadurch komplex, dass ich trans Frau bin. Für mich ist dieser Druck auf KonvertitInnen gar nicht so prägend in meinem persönlichen Leben. Was ich aber sehe, wenn KonvertitInnen LSBTTQ sind, wenn sie wie ich trans sind, dann wird das häufig auch ganz gerne instrumentalisiert. Dann wird entweder gesagt, das sind die komischen KonvertitInnen, die uns dieses ganze Zeug reinholen. Diesen Vorwurf habe ich in vielen Kontex-

Öffentliche Podiumsdiskussion

ten immer wieder gehört. Oder es wird gesagt, du kannst nicht so wie du bist in unseren Club rein.“

Ausgrenzungserfahrungen aufgrund von Sexualität und Geschlechtsidentität

Leyla Jagiella: „Themen um sexuelle Orientierung und Identitäten werden von allen Seiten sehr stark ideologisiert. Ganz ähnlich ist es bei der Kopftuch-Thematik. Das Kopftuch hat auf einmal sowohl für die Gegner als auch für die Befürworter einen Symbolwert, den es so in der Form in der islamischen Geschichte nie hatte. Genauso sieht es heute beim Thema Sexualität aus. Wir wissen, dass mit diesem Thema historisch wie kulturell in vielen muslimischen Kontexten ganz anders umgegangen worden ist. Ich habe lange Jahre in Pakistan gelebt. Dort gibt es viele Probleme für Transmenschen, aber da stellt niemand in Frage, dass Transmenschen Teil der muslimischen Gemeinschaft sind, dass sie auch beten wollen usw. Bei uns ist das unglaublich aufgeladen und wird zu einem Thema gemacht, dass angeblich darüber entscheidet, ob eine Person noch Muslim ist oder nicht. Das ist das Dramatische daran. Und die Ausgrenzungserfahrung fängt nicht mit dem konkreten Ausschließen an, sondern es fängt ja schon damit an, dass das immer suggeriert wird. In vielen Khutbas hören wir, wie schlimm das alles ist mit LSBTTQ und dass es Sodom und Gomorrah sei, was da draußen in der deutschen Gesellschaft stattfinden würde. Da muss dich gar nicht jemand konkret beleidigen oder ausgrenzen, alleine wenn du dort sitzt und das hörst, dann weißt du schon: Hier bin ich eigentlich nicht willkommen. Und das ist die Erfahrung von vielen jungen Menschen.“

Mutigere und offenere Debatten

Meryem Tinç: Viele Menschen sind sich oft nicht bewusst, dass sie andere Menschen diskriminieren. In dem wir mutiger und offener über diese Themen diskutieren, wird ein Impuls zur Selbstreflektion überhaupt erst gesetzt. Wenn man nicht darüber spricht, wird es totgeschwiegen. Wir dürfen diese Debatten auch nicht nur in den Safe Spaces führen, sondern müssen auch rausgehen und diese Debatten in der Öffentlichkeit führen.

Nicole Erkan: Diese Ausgrenzungserfahrungen müssen mutiger diskutiert werden. Ich denke, es ist auch ein Teil des Prozesses, den Islam in Deutschland zu beheimaten. Als ich vor 20 Jahren konvertiert bin, da gab es solche Diskussionen nicht. Wenn ich jetzt zurückblicke, dann haben wir jetzt viel mehr Möglichkeiten, um über Themen zu reflektieren, die man damals gemieden hat.



Handreichung zum Thema

Ausgrenzungserfahrungen innerhalb der muslimischen Community

www.muslimdebate.de